

Aberglaube bei den Namaquas.

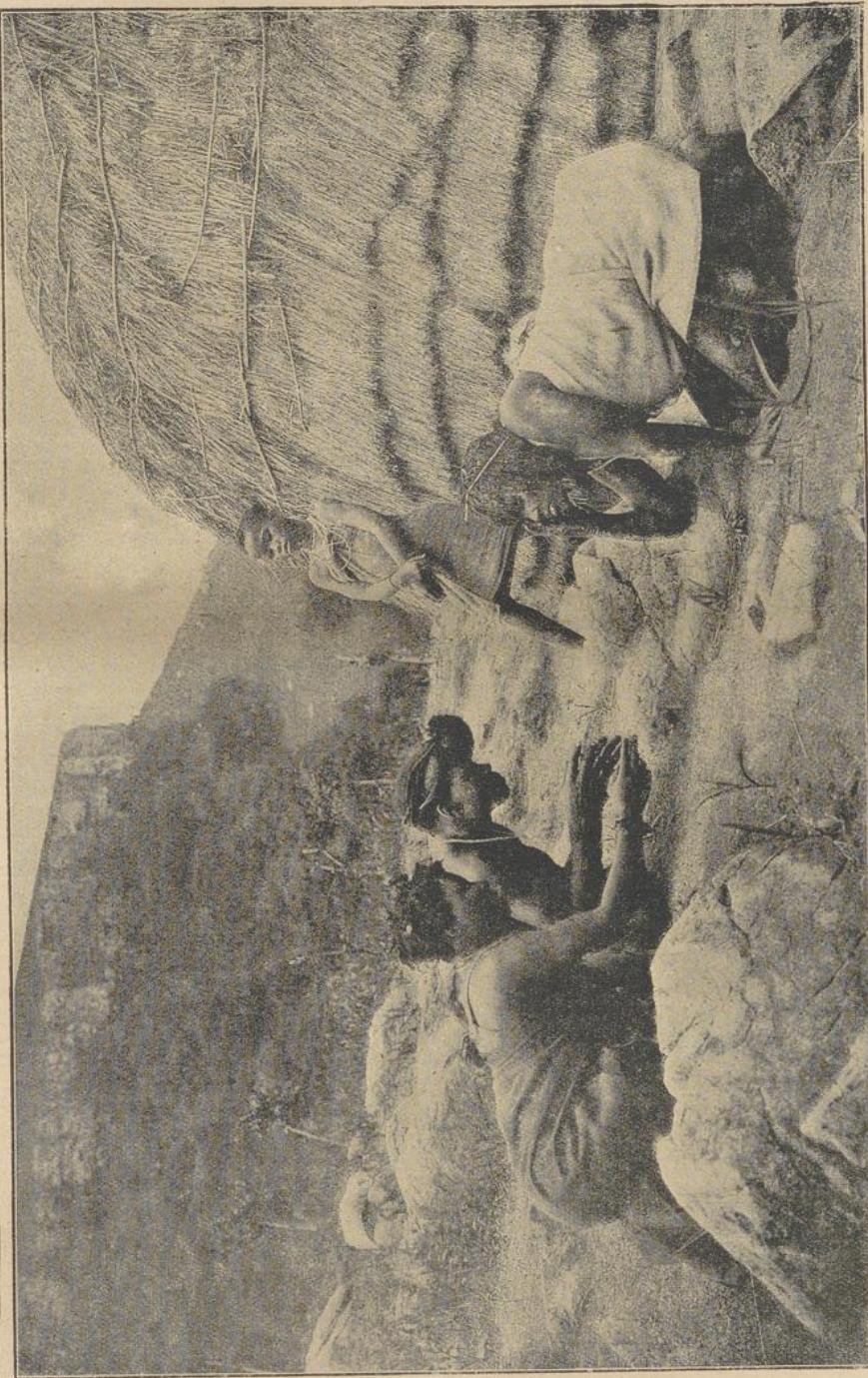
Aberglaube bei den Namaquas.

Dr. P. B.

Schon des öfteren war in diesen Blättern von verschiedenen Formen von Aberglauben der heidnischen Kas-

ben, gerade auch infolge solcher Anschauungen entgegenstellen.

Ähnliche abergläubische Ansichten und Gebräuche finden sich auch bei vielen anderen wilden afrikanischen Völkern, so auch bei dem großen Stamme der Nama-



Wahrjagerin.

fern und anderer mit ihnen verwandten oder in ihrer Nähe wohnenden südafrikan. Stämme die Nede und von den Schwierigkeiten, welche sich dem Missionar bei der Bekämpfung dieser Völkerstaaten zum christlichen Glau-

nas (oder Namas), die einen Zweig des großen Stammes der Hottentotten bilden und einen Teil des westlichen Südafrika bewohnen, der nach ihnen Namaqualand bekannt wird. Der Reisende Ch. J. Andersson,

der in der Mitte des vergangenen Jahrhunderts diese Gegend von Afrika bereiste und dabei mit diesem Stämme in nähere Verührung kam, hat einiges mitgeteilt, daß einen Einblick in die damaligen diesbezüglichen Sitten und Anschauungen dieses Volkes gewährt und auch heute noch nicht ohne Interesse ist. Er schreibt darüber u. a.:

Wie alle in Barbarei versunkene Völker glauben die Namaquas an Zauberei und Hexerei; sie wird von Männern und Weibern ausgeübt, die sich dadurch ein großes Ansehen zu verschaffen wissen. Diese Zauberer und Zauberinnen können, wie man glaubt, Regen bewirken, Kranke gesund machen, die Ursache des Todes der Menschen auffinden und andere merkwürdige Dinge ausführen. Sie sind schlau und listig und verstehen es, die Unkenntnis ihrer Landsleute auszubeuten. Selbst gebildete Leute sind durch ihre Künste getäuscht worden. Ghe sie ihre Zauberei ausüben, stellen sie stets die Bedingung, daß ein Tier geschlachtet werde und ihnen zufallen; dabei bestimmen sie nach ihrem Belieben oder nach den Verhältnissen des um Rat Fragenden, welches Tier geschlachtet werden soll. Moffat erzählt, daß ein Häuptling oft einen fetten Ochsen hergeben muß als Honorar für die Heilung einer unbedeutenden Erfaltung, während die Armen, die nicht mehr schaffen können, nur ein Bicklein für die Bemühungen des Hexenmeisters zahlen, der sie von einem schweren Fieber geheilt hat.

Die männlichen Hexenmeister bei den Namaquas heißen Kaaob, die weiblichen Kaaobs. Wenn ein solcher Wunderdoktor zu einem Kranken gerufen wird und den Zustand des Kranken untersucht, erklärt er gewöhnlich, daß die Krankheit davon herkommt, daß eine große Schlange (Toros) einen Pfeil in den Magen des Kranken geschossen habe. Diesen Körperteil drückt und preßt der Zauberer und versucht dadurch die Krankheit zu entfernen. Ein anderes oft angewandtes Mittel ist, einen kleinen Schnitt in den Körper an der Stelle zu machen, wo die Krankheit ihren Sitz haben soll, und die Wunde auszujagen. Die Folge ist gewöhnlich, daß der Zauberer eine Schlange, einen Frosch, ein Insekt oder etwas Aehnliches zum Vortheil bringt. Ehebrecht erklärte feierlich, daß er einmal in dem Kraal eines Häuptlings Zeuge einer solchen Operation war, die an einer Frau vorgenommen wurde. Als der Hexenmeister kam, wurde ein Schaf geschlachtet, die Sehnen wurden aus dem Rücken herausgeschält und in eine kleine Kugel zusammengeballt, die der Patient verschlungen mußte; der Reit des Schafes gehörte natürlich dem Zauberer für seine Mühe. Einige Tage später kam der Doktor wieder und machte der Patientin einige kleine Löcher in den Leib, worauf eine Schlange, eine Eidechse und ein ganzer Haufen anderer kleiner Tiere zum Vortheil kam.

Wer ein Hexenmeister von besonders hohem Ansehen werden will, muß sich von einer in die Mysterien eingeweihten Person unterrichten lassen. Dieser Unterricht beginnt damit, daß er animalisches Gift einnimmt, sich von einem giftigen Reptil beißen oder Gift sich einimpfen läßt. Eine Mühe, ein Tuch oder irgend ein anderes Kleidungsstück, das von einer solchen Person getragen wurde und über und über mit Schmutz aller Art bedeckt ist, hält man für ein untrügliches Mittel gegen Krankheiten aller Art, gegen den Biß giftiger Tiere usw. Man taucht einen Zipsel eines solchen Kleidungsstückes ins Wasser, welches davon unrein wird, und gibt dieses dem Patienten, Menschen oder Vieh, zu trinken. Der Häuptling Amral versicherte mir, daß er eine solche wunderbare Mühe besitze, mit der er unzählige Kuren ausgeführt habe. „Sie hilft allemal“, sagte er, „wenn jedes

andere Mittel vergeblich ist.“ Die Hexenmeister haben auch noch andere ekelhafte Mittel gegen Krankheiten.

Wie die meisten Stämme Südafrikas haben die Namaquas viel Vertrauen zu Amuletten, die in Bähnen und Klauen von Löwen, Hyänen und anderen wilden Tieren, Holz- und Knochenstückchen, getrocknetem Fleisch, Fett, Wurzeln usw. bestehen.

Wenn ein Häuptling starb, so war es früher gewöhnlich, daß der ganze Stamm zusammengerufen, und zur Erinnerung an den Verstorbenen ein großes Bantett gehalten wurde. Das Fett und die besten Stücke der geschlachteten Tiere wurden für den Sohn des Verstorbenen aufbewahrt, der seinem Vater in der Würde als Häuptling folgte. Das rohe Fett wurde ihm auf den Kopf gelegt und blieb dort liegen, bis es eintrocknete; sodann wurde es als Amulett von hohem Werte sorgfältig aufbewahrt.

Bei seinen Reisen in Groß-Namaqualand hörte Sir James Alexander von den Eingeborenen, daß die Weiber der Bushmänner die Kunst verstehen, sich in Löwen, Hyänen und andere Raubtiere zu verwandeln. Folgende Erzählung wird diesen Aberglauben näher beleuchten.

„Es ging einmal ein Namaqua mit der Frau eines Bushmannes, die ihr Kind auf dem Rücken trug. Sie waren ein Stück Weges zusammen gegangen, als eine Herde wilder Pferde (Zebras) erschien; da sagte der Mann zu der Frau: „Ich bin hungrig; da ich weiß, daß Du Dich in einen Löwen verwandeln kannst, bitte ich Dich, dies jetzt zu tun und ein wildes Pferd zu fangen, damit wir etwas zu essen bekommen.“

Die Frau antwortete: „Wenn ich Deinen Wunsch erfülle, so wirst Du erschrecken.“

„Nein“, entgegnete der Mann. „Ich fürchte mich vor dem Hungertode, aber nicht vor Dir.“

Während er noch sprach, begannen Haare im Nacken der Frau zu wachsen, ihre Nägel verwandelten sich in Klauen, und die Gesichtszüge veränderten sich. Sie legte ihr Kind bei Seite.

Erschreckt durch die beginnende Verwandlung, fletzte der Mann auf einen Baum in der Nähe, während die Frau ihn mit bösen Blicken anstierte; hierauf ging sie beiseite und warf ihren Lederschurz ab, worauf sie als Löwe über die Ebene hinjagte. Sie drang durch das Gebüsch bis nahe an die wilden Pferde hin, sprang auf eines los, riß es nieder und begann sein Blut auszusaugen. Hierauf ging sie zu der Stelle zurück, wo ihr Kind lag und weinte, und der Mann rief vom Baume herab: „Genug, genug! Tue mir nichts! Läge die Löwengestalt ab! Ich mag das mein Lebtag nicht wieder sehen!“

Der Löwe richtete seine Augen auf ihn und brüllte furchterlich. „Ich bleibe hier, bis ich sterbe“, rief der Mann, „Wenn Du nicht wieder Weib wirst!“ Da begannen Mähne und Schweif zu verschwinden, und der Löwe ging dahin, wo der Lederschurz lag, legte ihn an, und die Frau, die nun wieder ihre frühere Gestalt angenommen hatte, nahm das Kind auf, der Mann stieg vom Baume herunter und aß von dem Fleische des wilden Pferdes, wollte aber nie wieder, daß die Frau ihm Wild finge.“

Soweit unser Gewährsmann.

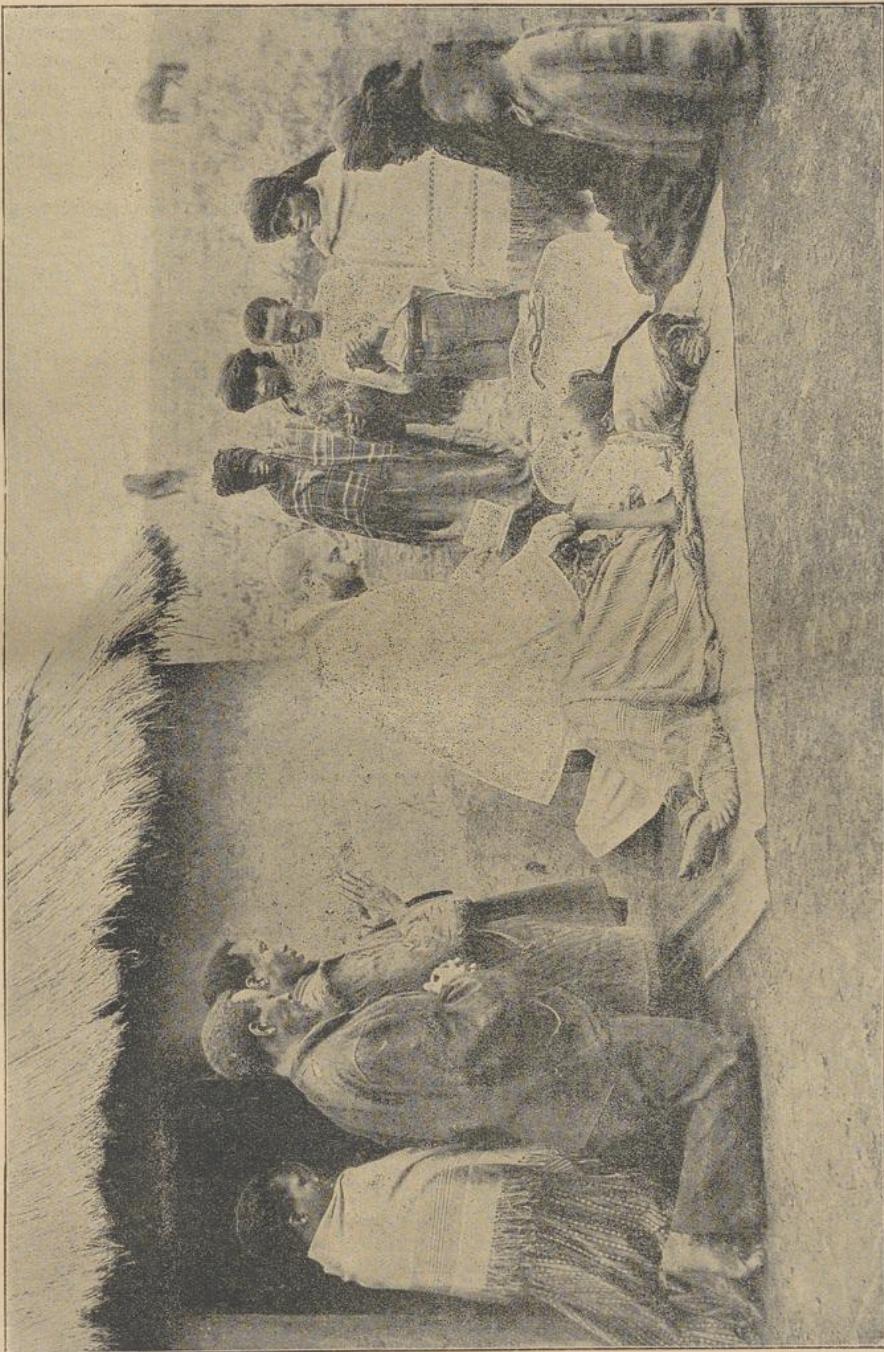
Ein größerer Teil der Namaquas haben sich, seitdem obiges berichtet wurde, inzwischen nun allerdings zum christlichen Glauben bekehrt und haben von ihrer heidnischen Lebensweise abgelassen. Bei denjenigen von ihnen aber, die noch dem Heidentum anhängen, dürfen die genannten Sitten und Anschauungen auch heute noch der Hauptsache nach bestehen. Im übrigen stimmen diese erwähnten abergläubischen Gebräuche in vielem

auffallend mit denen der Bulu und verwandten Stämme überein.

Auß all dem, und dem früher bereits erwähnten, ist aber ersichtlich, wie sehr der Aberglaube in das Leben

diesen heidnischen Völkern, das er sich auszersetzen hat, auszurotten.

Was die erwähnten Praktiken der Zauberer und und Zauberinnen anbetrifft, so sind darüber allerdings



Errettung der hl. Delung.

dieser heidnischen Völker eingewurzelt ist. Er beherrscht gleichsam ihr ganzes Leben, bildet vielfach eines der ernstesten Hindernisse für die Annahme des christlichen Glaubens und es bedarf langwieriger, mühsamer und geduldiger Arbeit des Missionars, oft Generationen hindurch, um dieses Unkraut aus dem Missionsfeld unter

manche Sagen im Umlauf, die nicht genügend verbürgt sind, vieles ist geschickte Täuschung und Blendwert, mitunter z. B. auch insofern, als manche der Heilungen durch rein natürliche Mittel bewirkt werden, die mit mehr oder weniger abergläubischen Zutaten vermengt in Anwendung kommen und wobei dann der Erfolg

der Kraft des Zaubers zugeschrieben wird, in manchen Fällen ist jedoch auch dämonischer Einfluß nicht zu verfehnen. Sache des Missionars ist es nun, in Fällen der vorletzten Art die Heiden über den von den Zaubern geübten Betrug aufzuklären, was oft keine leichte Sache ist, da sie an dem Geheimnisvollen hängen, in solchen Sachen schwer eines besseren zu belehren sind und lieber jede andere als eine natürliche Erklärung für der gleichen Vorkommenisse annehmen wollen, auch wenn die Sache oft ganz klar zu Tage liegt. Auf jeden Fall aber gilt es, durch die Segnungen des Christentums den Bann des Bösen zu brechen und dieselben an dessen Stelle zu setzen, wozu ja unser hl. katholischer Glaube mit seinen hl. Sakramenten, Sakramentalien und sonstigen Einrichtungen so überreich im Stande ist.

Ein Mittel, solches zu erreichen, ist auch dieses, daß durch die von Gott gesandten Glaubensboten auch für die leibliche Gesundheit dieser Leute gesorgt wird dadurch, daß ihnen Gelegenheit geboten wird, in ihren Krankheiten Hilfe von der Missionsstation, durch den Krankenbruder oder die Krankenschwester, zu erlangen, wodurch ihnen die Zuverspruchnahme der Mittel der Zauberdoctoren entbehrlich gemacht wird. Damit ist eines der Hindernisse für die Bekämpfung dieser Leute weggeräumt, und wird zugleich vielfach auch der Weg zu ihrem Herzen langsam erschlossen und für den Eingang der Wahrheit geebnet, und der Missionar kann dann einen Schritt weiter gehen.

Haben diese tiefstehenden Heiden sodann Gott selbst kennen gelernt, den auch sie Vater nennen dürfen, und erfahren, daß er der Herr über die ganze Natur ist und ihr gebietet, daß sie in all ihren Nöten vertrauensvoll zu ihm ihre Zuflucht nehmen dürfen, und daß, wo sie dies tun, er in all ihren Nöten, wo ihre eigene oder menschliche Hilfe nicht ausreicht, liebevoll für sie sorgt und ihnen zu Hilfe kommt, so geht damit für viele von ihnen eine neue Welt auf. Sie machen sich von jenen finsternen Mächten los, und die Verehrung des einen wahren Gottes erhebt und adelt auch sie und erfüllt sie überdies mit der Hoffnung auf ein glückliches zukünftiges Leben in der andern Welt.

Wir alle aber wollen das unserige beitragen zu diesem Werke der Christianisierung dieser heidnischen Stämme, sei es durch Spende von Gaben zur Bestreitung der materiellen Bedürfnisse der Stationen und der Mission, besonders aber auch, was für jeden möglich ist, durch unser Gebet, damit die Völker, die jetzt noch in der Finsternis des Heidentumes sitzen, bald die Segnungen des Reiches Gottes kennen und lieben lernen.

Missionsnachrichten.

Mariannhill. — Im Dezember 1918 fand im Mariannhiller Lehrerseminar, das eigens zur Heranbildung der für die Mission so notwendigen schwarzen Lehrkräfte errichtet wurde, für 13 Insassen (6 Kandidaten und 7 Kandidatinnen) die Schlüpfprüfung von Seite der Regierung statt. Alle bestanden das Lehrerexamen, 4 davon mit Note: Sehr gut.

Einsiedeln. — P. Solanus Peterer schreibt in einem später eingegangenen Berichte aus dem Jahre 1918:

„Wir hatten hier keine „stille“, sondern eine gesunde, laute „Heilige Nacht“. Von allen Seiten strömte das Volk in Massen zum kleinen, nur 11 Morgen großen Einsiedeln herbei. Weil zu wenig Häuser da sind, so gab es für viele keinen Platz zur Herberge mehr. Maria und Josef fanden ja auch keinen Platz in Bethlehem, wohl aber einen Stall, in dem sie sich einquartierten.

Nun wir haben hier keine Schafe, keine Ziegen, keine Esel, keine Ochsen und auch keine Kühe, aber 2 Missionsspferde besitzen wir und somit auch einen Pferdestall. Die Pferde müssen heraus, sagte ich zum schwarzen Hausverwalter und das Volk soll darin über Nacht schlafen. Die übrigen sollen sich in der Scheune ein Stroh Lager bereiten. Das Fest verlief in schöner würdiger Weise. Der Gottesdienst wurde bei dem großen Andrang im Freien gehalten. Unsere Kirche ist nämlich recht klein, sodaß die wenigsten darin Platz haben. Außerdem herrscht darin, da sie mit Wellblech gedeckt ist, eine erstickende Hitze. Für gewöhnlich ist schon seit seit Jahren die Scheune unser Gottesdienstlokal.

Die spanische Krankheit hat uns auch tüchtig heimgesucht. Ich selbst wurde von dieser Pest ergreift und 3 Wochen lang ans Bett gefesselt. Gott sei Dank konnte ich wenigstens am Morgen noch die hl. Messe lesen. Da die Regierung die Abhaltung von Volksversammlungen verbot, — auch die Schulen wurden geschlossen — so hielt ich meinen Sonntagsgottesdienst in einem Gufahyuswald, wo ich an einer schattigen Stelle einen primitiven Altar aufrichtete. Hier werde ich bei schönem Wetter auch in Zukunft Gottesdienst halten, bis einmal ein geräumiges Kirchlein gebaut werden kann.“

Monte Cassino. — Aus unserer Rhodesia-Mission schreibt P. Benno: „Am Freitag, den 21. Februar d. J. war hier ein großes Eisenbahnunglück bei der Brücke über den Maschekelß. Während der ganzen Nacht ging in unserem Distrikt ein gewaltiger Regen nieder, ein richtigiger Wolfenbruch. Der Maschekelß stieg natürlich gewaltig und bald stand die Brücke unter Wasser. Gerade vor der Brücke nimmt der Maschekelß einen Nebenfluss auf. Infolge des reißenden Wassers wurde die Erde unter dem Bahngleise auf der Seite gegen Rusapi hin gänzlich hinweggepflügt. Nun war kein Damm mehr vorhanden, so daß die Schienen über eine Strecke von 30 Fuß in der Luft hingen. Die Hütte des Streckengehers ist ungefähr eine halbe Meile von der Brücke entfernt. Es wäre seine Pflicht gewesen, die Strecke nach einem solchen Sturm abzugehen. Er tat es aber nicht. Als der Morgenzug kam, rannte er auf dieses in der Luft hängende Gleise und entgleiste vor der Brücke. Maschinen und Wagen wurden zertrümmert. 2 Weiber wurden getötet, andere schwer verwundet. Am schwersten wurden die Schwarzen in Mitleidenschaft gezogen; denn ihre Wagen waren ganz voll. 7 sind tot, 5 ertranken, viele werden vermisst.“

Der nämliche Sturm, der das Eisenbahnunglück verursachte, spülte auch unseren Mühlamin hinweg. Das Wasser drang in die Mühle ein, und beinahe wären dort 2 Schäben, die darin schliefen, ertrunken. Der Maschekelß stieg 12 Fuß hoch. Es war ein Wunder, daß nicht die ganze Mühle mitgerissen wurde. Das Mühlrad war schon überflutet, die Mauern waren unterspült. Die Eingeborenen sagten, daß der Maschekelß noch nie so hoch gewesen sei. Jeden Tag haben wir Regen; unsere Kartoffeln sind schon alle im Boden verfault. Die Schwestern kann überhaupt nicht in den Garten gehen. Die Felder bieten einen trostlosen Anblick dar. Am Tage herrscht oft drückende Hitze. Nachts folgen dann wieder schwere Regenschauer. Es kann nichts wachsen. Die Bohnen allein versprechen etwas zu werden, wenn nicht der Frost sie auch noch zugrunde richtet. Wir hatten eine schöne Anzahl von Kürbissen, wahre Riesenkerle. Sie waren unser Stolz. Die Felder aber waren so naß, daß wir gar nicht hineingehen konnten, man sank bis über die Knie ein. Die Kürbisse schauten wie umgestürzte Körbe aus dem verwüsteten Maisfelde heraus. Oft konnte man